

private Ziele miteinander verbindet (der Autor irrt allerdings in seiner Annahme, dass in christlich geprägten Gesellschaften Stiftungen öffentliche und private Motive nicht miteinander verbinden würden); (2) dass sie religiöse mit politischen und ökonomischen Zielen verbindet; (3) dass sie die Schenkung von Immobilien und Geld einschließt; (4) dass sie nur von Individuen, nicht aber von Gruppen von Stiftern errichtet werden darf; (5) dass sie unmittelbar nach ihrer Gründung auch funktionsfähig gemacht werden muss; (6) dass der Stifterwille nahezu unveränderbar ist; (7) und dass die Stiftung unbefristet sein muss. Auch wenn einzelne Aussagen des Autors über Stiftungen in der so genannten „westlichen Welt“ fraglich erscheinen, öffnen sein universalgeschichtlicher Blick und seine fundamentalen Erkenntnisse über Stiften in der nicht-christlichen Welt neue Perspektiven für die komparative Erforschung der privaten Verantwortlichkeit für gesamtgesellschaftliche Probleme.

**Tony Judt, Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München: Carl Hanser Verlag 2006, 1056 Seiten.**

Rezensiert von  
Bernard Wiaderny, Frankfurt/Oder

Der Vf. des Buches, ein aus England stammender Historiker, der seit mehreren Jahren das an der New York University angesiedelte Erich Maria Remarque Institute leitet, liefert mit seiner Arbeit eine

umfangreiche und facettenreiche Darstellung der europäischen Geschichte zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Osterweiterung der Europäischen Union im Mai 2004.

Die Arbeit ist in vier Teile gegliedert: Der erste beschäftigt sich mit der unmittelbaren Nachkriegszeit und endet mit dem Tod Stalins im März 1953, der zweite thematisiert die Zeit des Wohlstands und der sozialen Unruhen in den 1950er und 1960er Jahren, der dritte, der die Überschrift „Rezession“ trägt, beginnt mit der Aufgabe der festgeschriebenen Wechselkurse durch die USA im Jahr 1971 sowie den zwei Jahre später durch die Erdöl exportierenden Länder durchgesetzten Ölpreiserhöhungen und schließt mit dem Zerfall des Ostblocks. Der vierte Teil behandelt nicht nur die Ereignisse bzw. Probleme der letzten Jahre, sondern versucht auch, die „europäische Identität“ und das „europäische Gesellschaftsmodell“ (S. 903 und 921) zu definieren. Der englische Originaltitel des Buches lautet Postwar und spiegelt präziser als die deutsche Übersetzung die Botschaft und die Intention des Autors wider. Laut Vf. war es nämlich der Zweite Weltkrieg, der „alles änderte“ (S. 58), und dessen Überwindung einerseits, aber auch die Erinnerung an das in seinem Verlauf Geschehene andererseits zu den wichtigsten Aufgaben der nachfolgenden Generationen gehören sollten.

Es wäre verfehlt, in einer Rezension ein mehr als 1000 Seiten zählendes Werk zusammenzufassen. Stattdessen sollten einige seiner Stärken, Erzählstränge und Interpretationsmuster sowie die – wenigen – Schwachstellen angesprochen werden. Während der Krieg einen groß angelegten Zerstörungsprozess in Gang setzte, der

auch die bestehenden Staaten vernichtete, begann die Nachkriegszeit laut Judt mit einer „erstaunlich reibungslosen“ Rekonstruktion der staatlichen Institutionen (S. 85). Die Gründe dafür sieht der Vf. in dem damals weit verbreiteten Wunsch, den Staat nicht nur mit sozialen Funktionen zu betrauen und in den Mittelpunkt des Wirtschaftslebens zu rücken (S. 89), sondern ihn sogar für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger verantwortlich zu machen (S. 98). Der in Westeuropa entstandene Wohlfahrtsstaat, der seine Sternstunde in den 1960er Jahren erlebte, war das Produkt sowohl staatlicher Politik als auch kollektiver Erwartungen (S. 368). Die Darstellung dieser Problematik gipfelt in der Behauptung des Vfs., dass die starke Rolle des Staates – besonders in den Bereichen der Kultur und der Sicherheit – zu den charakteristischen Merkmalen der „europäischen Identität“ gehöre (S. 903 und 926).

Die infolge des Zweiten Weltkrieges einsetzende Machtausdehnung der Sowjetunion in Osteuropa wird von dem Vf. mit Hilfe der aus der Kolonialforschung entlehnten Kategorien dargestellt (exemplarisch S. 202 und 478). Bei der Beschreibung der sowjetischen Politik zögert der Autor nicht vor weitgreifenden Vergleichen – so wird z. B. das sowjetische Verhalten gegenüber den osteuropäischen Staaten nach 1945 mit der Praxis verglichen, die während der Religionskriege des 16. Jhs. bzw. der napoleonischen Kriege herrschte und bei der auf Eroberung das Aufzwingen der eigenen Religion bzw. der eigenen staatlichen Prinzipien folgte (S. 156); ähnlich sieht der Vf. eine Kontinuitätslinie zwischen der zaristischen und der sowjetischen Außenpolitik (S. 145). Allerdings

wirkt die mehrmalige negative Bewertung Mittel- und Osteuropas als ein Raum, der 1945 über eine kaum nennenswerte demokratische Tradition verfügt habe (S. 226 f.), befremdlich, und die Betonung der politischen Repression und Korruption als typische Erscheinungsformen in diesen Ländern auch in der Zeit davor (S. 226 und 228) kann als Verharmlosung der kommunistischen Herrschaft verstanden werden. Dabei werden an keiner Stelle des Werkes die von dem Vf. verwendeten Bezeichnungen „Ost-“ und „Mitteleuropa“ definiert (das Gleiche betrifft übrigens auch „Westeuropa“); unklar bleibt, ob für Judt Russland zu Osteuropa gehört.

Zu den Folgen des Krieges gehörte die Zerstörung nicht nur der materiellen Substanz, sondern auch des geistigen Lebens. Dieses entfaltete sich weder im kommunistisch dominierten Osteuropa noch im Nachkriegsdeutschland, sondern in Frankreich, insbesondere in Paris, das „wieder Zentrum [...] Intellektueller und ein Labor für modernes europäisches Denken“ wurde (S. 243). Die Beschreibung des Intellektuellendiskurses in Frankreich während der ersten Nachkriegsdekade – ein Thema, mit welchem sich der Autor bereits in früheren Arbeiten beschäftigte – gehört zu den interessantesten Stellen des Werkes. Ähnlich gelungen ist die ausführliche Schilderung der Ursachen der Jugendproteste in den 1960er Jahren – um diese darzustellen, greift der Vf. u. a. auf Forschungsergebnisse aus den Bereichen der Demographie, des Konsumverhaltens und der Städteplanung zurück (S. 385 und 434 f.). Dabei widersetzt er sich – m. E. mit Recht – der klischeehaften, negativen Bewertung der in den 1950er Jahren entstandenen Kulturerzeugnisse (S. 422).

Die westeuropäische Jugendbewegung der 1960er Jahre bewertet der Vf. kritisch – seines Erachtens war „das meiste [...] nur Theater“ und es war „eine Zeit der Nabelschau“ (S. 522 und 473).

Im Laufe der ersten Nachkriegsjahrzehnte sei ein breiter Konsens in Bezug auf die politischen und sozialen Werte entstanden, der die Erinnerung an die Depression der 1930er Jahre, die Betonung des Kampfes zwischen der Demokratie und dem Faschismus, die Bejahung des Wohlfahrtsstaates sowie die Erwartung sozialen Fortschritts beinhaltet. Dieser Konsens begann – so Judt – zu bröckeln, nachdem das in Frankreich im Dezember 1973 erschienene „Archipel Gulag“ Alexandr Solchenizyns rezipiert wurde (S. 640 f.). Viel Raum widmet der Vf. sowohl den osteuropäischen Dissidentenbewegungen der 1970er Jahre, die er als „Gegner des Nachkriegskonsenses“ (S. 641) bezeichnet, als auch der Wahrnehmung des Kommunismus durch die westlichen Intellektuellen. In der Geschichte des Kommunismus selbst markierte die einfülsam beschriebene, gewaltige Niederschlagung des „Prager Frühlings“ im August 1968 durch die Armeen der Warschauer-Pakt-Staaten nach Einschätzung des Vfs. den endgültigen Wendepunkt, mehr noch als die ungarische Tragödie von 1956. Nachdem in Prag „die Seele des Kommunismus“ starb, stolperten die osteuropäischen Regime lediglich vor sich hin, „gestützt durch eine befremdliche Allianz aus Auslandskrediten und russischen Bajonetten“ (S. 504).

Ziemlich umfangreich behandelt der Vf. auch den Zerfall des Ostblocks. Dabei bewertet er die Entstehung der „Solidarność“ nicht als Eröffnungsgefecht im Kampf gegen den Kommunismus, was heutzuta-

ge gängige Praxis ist, sondern als letzten Ausdruck von Arbeiterprotesten (S. 676). Der Schlüssel zu den Ereignissen lag seiner Einschätzung nach in Moskau. Obwohl das Ende der Sowjetunion in seinem Werk detailliert geschildert wird, überzeugen die Antworten auf die Frage nach deren Niedergang nicht, da sie sich lediglich auf die Schwächung des administrativen und repressiven Apparats im Zuge der Reformen Gorbatschows beziehen (S. 757). An dieser Stelle hätte der Vf. z. B. auf die Arbeiten Manfred Hildermeiers zurückgreifen können, der das Zusammenspiel von wirtschaftlichen Problemen, nationalen Spannungen und pluralistischen Bestrebungen bei dem Zerfall der Sowjetunion nuanciert bewertet.

Wie bereits gesagt, endet die Darstellung der Ereignisse nicht mit dem Jahr 1989 bzw. 1991, sondern sie beschäftigt sich ebenfalls mit der Entwicklung in den darauffolgenden Jahren. Dabei beeindruckt der Autor durch souveräne Einbeziehung von Themen, die eigentlich schon zur Gegenwart gehören, wie z. B. die Gefahren der Globalisierung (S. 853) oder soziale bzw. territoriale Kontraste im heutigen Europa (S. 795 und 858).

Einen separaten Erzählstrang innerhalb des Werkes bildet der Umgang der Europäer mit der Geschichte. Das „gestörte Kurzzeitgedächtnis“, das für Jahrzehnte die Aufarbeitung der Geschichte erschwerte, war für Judt das wichtigste unsichtbare Vermächtnis des Zweiten Weltkrieges (S. 82). Damit meint der Vf. die Verdrängung des unrühmlichen Verhaltens während der Okkupationszeit, insbesondere in Frankreich, bzw. die Entstehung von Legenden, wie im Falle Österreichs, wo lange Zeit die Überzeugung von der eigenen Opferrolle

gepflegt wurde. Während im heutigen Europa die Erinnerung an den Holocaust von zentraler Bedeutung sei, bleibt der Stellenwert des kommunistischen Verbrechens im europäischen kollektiven Gedächtnis noch unklar (S. 958 ff.). Bemerkenswert ist, dass nach Ansicht des Vfs. ein gewisses Maß an Vergessen eine notwendige Bedingung für gesellschaftliche Gesundheit sei (S. 965) – so wäre seines Erachtens ein Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg ohne kollektive Amnesie nicht möglich gewesen (S. 82).

Angesichts der Fülle der behandelten Themen fallen die wenigen Fehler nicht auf. Vollständigkeitshalber sollte erwähnt werden, dass Breslau nicht in der Tschechoslowakei liegt (S. 713), nicht Krakau, sondern Lemberg die Hauptstadt Galiziens war (S. 867) und der bekannte Spruch Rosa Luxemburgs nicht „Freiheit ist auch die Freiheit der Andersdenkenden“ (S. 704), sondern „Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden“ lautet.

Insgesamt beeindruckt das Werk durch die Spannbreite der geschilderten Themen, die Kompetenz des Autors und dessen narrative Fähigkeiten.

**Andreas Fahrmeir / Olivier Faron / Patrick Weil (Hrsg.): Migration Control in the North Atlantic World. The Evolution of State Practices in Europe and the United States from the French Revolution to the Inter-War Period, New York: Berghahn Books 2003, 322 Seiten.**

Rezensiert von  
Adam McKeown, New York

Scores of books have been written about migration and about the politics and public debates that produced national migration control laws. Yet we still know surprisingly little about the enforcement of those laws and their effects on migration. We perhaps know even less about the many historical alternatives and failed trajectories of migrant regulation, and how we ended up today with a certain selection of these alternatives that we take for granted as the possible forms of immigration and border control. This book significantly reduces our ignorance. The collected articles analyze the history of modern migration control as a story of ambiguity and complexity, of laws that often had little relation to practice and ad hoc measures that could have deep and wide ranging effects on the constitution of societies. They also show that mobility control was entangled range of policies, technologies and institutions related to citizenship, political change, poor relief, commerce, economic development, humanitarianism, police work and the making of the modern state. In short,